

Periskop: Interkulturelle Kompetenz in der Patchwork-Gesellschaft

Europäische Integration zwischen individueller Identität und gesellschaftlichem Konsens

Caroline Y. Robertson

I.

Mit seinem Beitrag hat Robert Picht (vgl. oben, S. 8–11) die historisch verursachte Normalität der Vielfalt in Europa eindrucksvoll mit der Metapher des Kaleidoskops vor Augen geführt. Wie Vielfalt in der Wissensgesellschaft eine institutionelle Förderung erfahren kann und welche Chancen ein »Campus Europae« der jungen Generation angehender Akademiker anbieten kann, haben wir von Konrad Schily erfahren. Mit meinen Ausführungen will ich die zunehmende Notwendigkeit der Vermittlung von Schlüsselqualifikationen, insbesondere einer interkulturellen Kompetenz, in den Vordergrund stellen. Mit Vielfalt umgehen zu können ist nicht selbstverständlich. Leider fehlt es auch häufig bereits an der ersten notwendigen Voraussetzung dafür, nämlich dem Wollen. Aber auch das Wissen über das Andere fehlt.

Mit Vielfalt umzugehen heißt nicht »anything goes«. Auf der Basis der Menschenrechte und ihrer Ausformung im Rechtsstaat ist es daher immer wieder erforderlich, einen Konsens über das Zusammenleben und über mögliche erwünschte und unerwünschte Zukunftsszenarien herbeizuführen. Kompetenz, in der Vielfalt zu leben, beinhaltet daher stets einen kritischen Aspekt und setzt die Bereitschaft voraus, auch Grenzen zu ziehen. Weder Gleichgültigkeit den Anderen gegenüber noch eine romantisierende, undifferenzierte »MultiKulti-Haltung«, die stets die Gefahr einer falschen Toleranz in sich birgt, kann in unserer komplexen Patchwork-Gesellschaft zukunftsweisend sein. Ich möchte daher die Metapher des Kaleidoskops um die des Periskops ergänzen.

Mit dem Periskop können wir weit (voraus)sehen und Ausschnitte des Horizonts fokussieren und festhalten. Durch ein komplexes Gefüge von Spiegeln erreichen wir eine Klarheit der Sicht, die sonst nicht zu gewährleisten wäre. Im übertragenen Sinne bedeutet der Einsatz von Spiegeln aber auch im-

mer die Selbstreflexion. Ohne eigene kulturell und historisch ableitbare Standpunkte, die allerdings dynamisch, das heißt offen für Neues, sein müssen, werden wir dem »Anderen«, das uns fremd ist, nicht gerecht werden können. Interkulturelle Kompetenz bedeutet die Fähigkeit in komplexen fremdkulturellen Situationen interagieren zu können. D. h. mit den Asymmetrien, die erst mit dem periskopischen Blick erkennbar werden, nicht nur fertig zu werden, sondern vielmehr konstruktiv umzugehen. Interkulturelle Kompetenz bedeutet auch die Fähigkeit, interkulturelle Identitäten und damit erfolgreiche Lebensentwürfe zu entwickeln.

Ich möchte meine Überlegungen über die zukünftige Rolle und die möglichen Wege zu internationalen Bildungshorizonten in Europa in drei Teilbetrachtungen untergliedern. Lassen Sie mich allerdings vorweg etwas aus meiner eigenen Biographie berichten, das vielleicht geeignet sein könnte die unterschiedlichen Betrachtungs- und Wahrnehmungsebenen des Projekts *Dissimile* aufzuzeigen.

II.

Wir haben es von Robert Picht schon gehört: Nicht nur Bildungsinhalte, sondern auch Lern- und Lehrkulturen einschließlich Wissensstile und didaktischer Methoden sind kulturell geprägt und sehr unterschiedlich. In Deutschland gilt es als hochgradig unwissenschaftlich, Erfahrungswissen aus der subjektiven Erzählperspektive zu vermitteln. Im englischen Sprachraum dagegen wird der illustrative Charakter der subjektiven Erzählform durchaus geschätzt. Wenn ich mich auch sehr an den deutschen Wissenschaftsstil angepasst habe, so stehe ich doch zu meinem »Anderssein«.

Als Migrantin kann ich nämlich, wenn es um die Frage der Identität, oder besser der Identitäten geht, die für das Gelingen oder das Nicht-Gelingen von Integration maßgebend sein können, auf eigene

Erfahrungen der Akzeptanz und der Ablehnung zurückgreifen.

Dabei ist zu unterscheiden zwischen einer Identität von *innen*, die oft gar nicht weiter reflektiert wird, und einer Identität von *außen*, die uns oft oktroyiert wird, ohne dass wir selbst etwas dazu tun können, ja ohne dass wir überhaupt die Möglichkeit haben, uns damit einverstanden oder nicht einverstanden zu erklären. Sehr schnell werden wir von unserer Umwelt eingeordnet – oft anhand stereotypisierter Vorurteile – und als dazugehörend angesehen, oder ausgeschlossen. Auch ohne recht zu wissen warum, ist man dann »out«. Exklusion oder Inklusion sind Grundkategorien unseres sozialen Lebens und die subjektiven Erfahrungen, die damit gemacht werden, prägen uns alle nachhaltig. Das sehen wir schon bei Jugendlichen, wenn es darum geht, ob sie zu einer bestimmten Clique dazugehören oder in bestimmten Milieus akzeptiert werden oder nicht. Bei Erkenntnis der Regeln der Zugehörigkeit können wir auch selbst einiges tun, um akzeptiert zu werden – wenn wir das selbst für erstrebenswert ansehen. Dies setzt aber voraus, dass wir uns nicht von vorneherein einer verletzenden Diskriminierungspraxis ausgesetzt sehen.

Als achtzehnjährige, neugierige und – aus meiner Sicht – aufgeschlossene junge Frau kam ich nach Deutschland. Ich sprach kein Wort Deutsch und kam mir in der Tat sehr fremd vor. Viele Erlebnisse waren positiv, insbesondere wenn ich Auskunft über meine schottische Herkunft gab. Aber es gab andere durchaus diskriminierende Erfahrungen: nicht bedient zu werden in manchen Geschäften; in Warteschlangen beschimpft und verdrängt zu werden von Menschen, die ich nicht kannte und die mich ablehnten ohne überhaupt etwas von mir zu wissen, oder bei Behörden immer lauter angesprochen zu werden, weil ich irgendetwas nicht verstanden hatte. Bei meinen Versuchen mich zu wehren war dann oft zu hören, ich solle dafür dankbar sein, dass ich überhaupt in Deutschland sein dürfe. Ich lernte auch schnell, dass mein »Ausländerinsein« von meiner Umgebung sehr unterschiedlich aufgenommen wurde. In Situationen, in denen ich auf Ablehnung stieß, stellte sich oft heraus, dass ich für eine Türkin gehalten worden war. Wenn meine Herkunft geklärt war, genoss ich die Akzeptanz einer etwas exotischen Schottin. Diese Erfahrungen führten dazu, dass ich mich über viele Jahre hin-

weg selbst nur noch als »Ausländerin« bezeichnete. Denn diese Identität entsprach eher meinem damals empfundenen Bedürfnis Distanz zu halten zu einer Gesellschaft, die mich als vermeintliche Türkin eher ablehnte. Dabei ist von Bedeutung, dass mein Freundeskreis sich im Studentenmilieu befand. Ich war gut aufgehoben und sicherlich nicht in ähnlicher Weise marginalisiert wie die sogenannten Gastarbeiter. So dachte ich.

Gerade deswegen möchte ich von einem weiteren Erlebnis kurz berichten, das mich damals sehr berührte, da es mir in diesem intellektuellen Milieu widerfahren war. An die genauen Umstände des Gesprächs erinnere ich mich nicht mehr, aber es ging unter anderem um Heinrich Böll, der mir damals kein Begriff war. Noch heute höre ich die Stimme und sehe die Fassungslosigkeit eines Studenten, der daraufhin fragte: »Was? Du kennst Heinrich Böll nicht?« Beschämt, geoutet zu sein als Nichtkenner und dadurch als Nicht-Dazugehörende, kam ich nicht auf die Idee zurückzufragen, ob Hugh MacDiarmid, George Mackay Brown oder Ian Crichton Smith vielleicht bekannt seien, drei schottische Literaten, überdies Preisträger, die inzwischen den kritischen modernen Klassikern zugerechnet werden.

III.

In Hinblick auf unser Thema sollte mein kurzer biographischer Exkurs auf drei Aspekte aufmerksam machen, auf die ich näher eingehen möchte: zum einen auf die Frage nach der Beschaffenheit und Veränderung von Identitäten; zum Zweiten auf die Überlegung, was wir genauer unter dem Begriff interkultureller Kompetenz in und für Europa verstehen wollen. Hier müssen wir uns auch fragen, ob wir überhaupt ein kollektives Bild von Europa haben, das den Wirklichkeiten Europas auch nur annähernd gerecht wird. Drittens stellt sich die Frage der institutionalisierten Verankerung der Vermittlung von interkultureller Kompetenz. Wie und wo wird eine solche Kompetenz gelernt? Muss es überhaupt formalisierte Angebote geben oder wird sie nicht vielmehr durch Begegnungen im Alltag entwickelt?

Um die letzte Frage vorweg zu beantworten, möchte ich auf eine Untersuchung von Bargel¹ hinweisen, der festgestellt hat, dass es sogar innerhalb des studentischen Milieus kaum zu intensiven

Begegnungen kommt. Etwa zwei Drittel der deutschen Studierenden haben nur selten oder gar keinen Kontakt zu ihren ausländischen Kommilitoninnen und Kommilitonen. Das heißt, auch wenn ein hoher Anteil von ausländischen Studierenden gegeben ist – an der Universität Karlsruhe derzeit um die 23% – kann dennoch nicht davon ausgegangen werden, dass ein echter interkultureller Kontakt zustande kommt. Wenn die Möglichkeiten von multikulturellen Gruppen entsprechend genutzt werden sollen, muss dies institutionell und inhaltlich aktiv betrieben werden. Ich teile daher Konrad Schilys Auffassung (vgl. oben, S. 13–17), dass über kulturelle Inhalte in Form von Orientierungswissen viel stärker nachgedacht werden muss. Ist es beispielsweise sinnvoll, dass ein Studierender des Maschinenbaus, der ein Austauschsemester in Frankreich macht, auch dort ausschließlich Maschinenbau studiert – und zwar möglichst so wie an seiner Heimatuniversität, damit die Leistungsnachweise anerkannt werden? Sollte er nicht besser auch Lehrveranstaltungen in European Studies, Romanistik oder Kunstgeschichte in dieser Zeit besuchen? Genauso kann man fragen, ob Kulturwissenschaftler im In- und Ausland über genügend naturwissenschaftlich-technisches Basiswissen verfügen, um beispielsweise an den gleichzeitigen, aber teilweise sehr unterschiedlichen europäischen Diskursen im Bereich der Technikfolgeabschätzung teilhaben zu können. Auf jeden Fall erscheint es mir notwendig, den unvermeidlichen Spezialisierungsdruck durch allgemeine und kommunikative Kompetenzen zu ergänzen. Diese sollten auf der Grundlage eines Basiswissens über die historischen, kulturellen und politischen Gemeinsamkeiten angestrebt werden und auch ein Bewusstsein für die Differenzen innerhalb Europas vermitteln. Die Vermittlung interkultureller Kompetenz in diesem Sinne sehe ich als eine der zentralen Aufgaben unseres Zentrums für Angewandte Kulturwissenschaft und Studium Generale (ZAK) an der Universität Karlsruhe an.

IV.

Bevor ich mich auf einige empirische Daten beziehe, die das Ausmaß der Differenz in Europa verdeutlichen, erlauben Sie mir noch einige ergänzende theoretische Anmerkungen zum Konstrukt der Identität.

Sami Ma'ari hat zurecht darauf hingewiesen:

»Identitäten sind hochkomplexe, spannungsgeladene, widersprüchliche symbolische Gebilde – und nur der, der behauptet, er habe einfache, eindeutige, klare Identitäten – der hat ein Identitätsproblem«.² Dies gilt für den Einzelnen, erst recht für das komplexe bunte Patchwork von Identitäten, die wir europäisch nennen.

In den Sozialwissenschaften bleibt der Identitätsbegriff umstritten. Bei aller Differenz herrscht allerdings Konsens darüber, dass die Identität des Einzelnen intersubjektiv konstituiert ist. Sie ist weder unabhängig von der Gemeinschaft in der wir leben, noch von den individuellen Erfahrungen, die wir in dieser Gesellschaft machen. Ohne Grenzziehungen und das Sich-in-Relation-zu-den-Anderen-Setzen ist die Herausbildung einer stabilen Ich-Identität gar nicht möglich. Die allgemeinste Form der Konstituierung von Einzelidentität äußert sich durch »Sich-selber-mit-etwas / jemandem-Identifizieren« und »Sich-selber-von-etwas / jemandem-Abgrenzen«.³ »Identität nennen wir die symbolische Struktur, die es einem Persönlichkeitssystem erlaubt, im Wechsel der biographischen Zustände und über die verschiedenen Positionen im sozialen Raum hinweg Kontinuität und Konsistenz zu sichern.«⁴ Der Herausbildung einer stabilen Identität des Einzelnen kommt daher eine besondere Funktion in unserer Patchwork-Gesellschaft zu, die durch biographische Unsicherheiten und Diskontinuitäten zunehmend gekennzeichnet ist.

Wenn unsere Identität nicht unabhängig ist von der Gesellschaft, in der wir leben, dann müssen wir uns nach dem Selbstverständnis und der kollektiven Identität dieser Gesellschaft fragen. Je komplexer und größer die Gemeinschaft, je unwahrscheinlicher, dass wir eine klare Antwort auf diese Frage finden werden. Und wenn es richtig ist, dass Identität als Konstrukt anzusehen ist, dann lässt sich behaupten, dass ein approximativer Konsens darüber, was eine Gesellschaft ausmacht und wogegen diese Gesellschaft sich abgrenzt, ausreicht, um der Funktion der Stabilität und der Kontinuität im Wandel zu genügen.

V.

Wir können uns nun fragen, was diese Überlegungen über die Beschaffenheit von Identitäten im Hinblick auf den Zusammenhalt Europas bedeuten.

Bei einer Betrachtung der Entwicklung Europas müssen wir uns immer wieder vergegenwärtigen, dass wir es zunächst mit historischen, kontextgebundenen Begrifflichkeiten zu tun haben. Welches Europa ist gemeint? Was verstehen wir darunter wenn von Europa die Rede ist? Sicherlich nicht den geo-politischen Rahmen, der durch die Europäische Gemeinschaft von einst mit ihren sechs Gründungsmitgliedern von 1957 beschrieben ist. Vielleicht ist sogar eher die erweiterte Union der Fünfzehn im Bewusstsein verankert. Mit der EU-Osterweiterung wird sich ein neues Verständnis von Europa etablieren. Aber schon die seit Jahren geführte Debatte über einen möglichen Beitritt der Türkei weist sowohl auf definitorische, identitätsstiftende als auch auf pragmatische Probleme der Grenzziehung hin.

Gerade die Frage des Beitritts der Türkei ist ein gutes Beispiel für die Interessensverflechtungen, die über die Grenzen Europas hinaus von Bedeutung sind. Bekanntlich sucht die türkische Regierung seit längerem die Anerkennung als ernsthafter Beitrittskandidat. Beim EU-Gipfel Ende 1999 in Helsinki sind hierfür auch wichtige Weichen gestellt worden. Es folgte allerdings eine Phase der Skepsis von deutscher Seite, zumeist durch die Nicht-Beachtung von Menschenrechtsfragen in der Türkei begründet. Tatsächlich spielten jedoch sicherlich auch (wahlpolitische) Ängste hinsichtlich der Freizügigkeitsklausel eine Rolle, wonach nach einer Übergangsfrist – von 5 oder 7 Jahren – eine größere Zahl von Arbeitsmigranten nach Deutschland kommen könnte. Schließlich wird immer wieder argumentiert, ein islamisch geprägtes Land passe nicht in die europäische Tradition des christlichen Humanismus.

Heute Vormittag haben wir Beispiele genannt bekommen, die die Bedeutung eines kollektiven historischen Gedächtnisses im positiven Sinne veranschaulichen und die durchaus die Möglichkeiten der Interreligiosität als Teil einer europäischen Identität zulassen.

Die in jüngster Zeit zu vernehmende Position für die Aufnahme von Beitrittsverhandlungen betont jedoch politisch-strategische Gesichtspunkte. Zum einen gehört die Türkei der NATO an. Sie gehört zu den wichtigsten europäischen Partnern Amerikas wegen ihrer geostrategischen Lage, ihrer Militärstützpunkte und weil sie den Zugang zu den zentral-

asiatischen Ölvorkommen ermöglicht. Mehrere EU-Länder heben das Argument der Stabilität hervor. So wird angestrebt, die europafreundlichen säkularisierten Kräfte in der Türkei durch entsprechende Signale stärken zu können. Im Ergebnis heißt dies: Während nicht wenige die Identität Europas gefährdet sehen, ist für andere diese Frage nachrangig gegenüber den aktuellen Beitrittsvorteilen – auch im Hinblick auf die hiermit eröffneten Chancen einer Integration. Offen bleibt, wie sich eine sich verändernde Identität Europas feststellen lässt und verstanden werden kann.

Befassen wir uns mit der europäischen Vielfalt, denken wir in der Tat meist zuerst an die Kategorie der Nationalstaaten und Regionen mit ihrem historisch entwickelten Reichtum an Kulturen, Sprachen, Traditionen und Lebensweisen, die als langfristige Einflussgrößen das moderne Europa nachhaltig prägen. Kulturpolitisch gilt es dieses Kulturerbe zu schützen.

Diese kurzen Anmerkungen sollten andeuten, dass schon der Versuch einer Definition von europäischer Identität derzeit mehr Fragen aufwirft als zunächst geklärt werden können. Welche Kategorien sind maßgeblich für die Zugehörigkeit zu Europa: Geschichte, Sprache, Religion, Rechtssystem, gesellschaftspolitische Strukturen, gemeinsame geopolitische Interessen? Bei aller Differenz der europäischen Staaten wird auf die prägende Kraft des christlichen Menschenbildes, die griechische Philosophie, das Römische Recht, die Werte des Humanismus und der Aufklärung und die Ideale der französischen Revolution hingewiesen, wobei offen bleibt, in welchem Maß jeweils an dieses durch die Diktaturen des letzten Jahrhunderts verschüttete Kulturerbe angeknüpft werden kann.

Schon die Frage nach einem europäischen Kulturerbe macht auch auf die enormen Veränderungen und Unterschiede innerhalb des Kontinents aufmerksam. In unserer Zeit der Globalisierung ist es noch einmal schwieriger geworden, Prognosen über die identitätsstiftende Wirkung des Kulturerbes zu wagen. Dies gilt schon für die westeuropäischen Staaten, wo wir enorme Differenzen des Selbstverständnisses beobachten können. In den Gesellschaften mit historischer Kolonialerfahrung wie Frankreich, den Niederlanden und Großbritannien besteht ein anderer Umgang beispielsweise mit den Fremden, d. h. mit dem Personenkreis, dem das

europäische Kulturerbe nicht vertraut ist. Multi-ethnische Städte sind zur Norm geworden, und die in den letzten Jahrzehnten erwachsene kulturelle Vielfalt wird nicht nur toleriert. Sie hat selbst zu weitreichenden Veränderungen in den Kulturen dieser Staaten geführt. Entstanden sind, was wir in den Kulturwissenschaften hybride und kreolisierte Kulturen nennen, die selbstverständlich nicht nur große Chancen, sondern auch eine Vielzahl von nicht zu verharmlosenden Problemen mit sich bringen. Wir können uns fragen: Wird in der Zukunft das prägende und identitätsstiftende Merkmal Europas ein weltgesellschaftlicher Kosmopolitismus sein oder werden die vielerlei unübersehbaren historischen und gegenwärtigen Risse in der europäischen Gesellschaftsarchitektur zu neuen Konflikten und zu Parallelgesellschaften innerhalb der europäischen Staaten führen?

VI.

Die Vielfalt Europas zeigt sich zudem nicht nur in den Dimensionen der kulturellen Unterschiede. Europa ist auch strukturell als mehrdimensionaler Sozialraum zu betrachten, der aus unterschiedlichen Perspektiven analysiert werden kann⁵ – ökonomisch definiert beispielsweise als Armut versus Wohlstand; sozial definiert als traditionell orientiertes Familienverständnis versus neue Formen der Partnerschaft und Lebensgemeinschaft und politisch definiert als zentralistisch versus föderal. Anhand dieser und weiterer Kategorien wird ein Europabild sichtbar, das ansonsten oft in Vergessenheit gerät. Ich beziehe mich auf die Analyse von Jürgen Nowak. Für eine Einschätzung der ökonomischen Unterschiede sind vor allem zwei Indikatoren von besonderer Bedeutung: zum einen die Wirtschaftsleistung eines Landes gemessen am Bruttoinlandsprodukt je Einwohner und zum anderen das individuelle Wohlstandsgefälle, gemessen als durchschnittliches Nettajahreseinkommen einer Arbeiterfamilie mit zwei Kindern. Beim gesellschaftlichen Wohlstandsgefälle, wenn der Durchschnitt der Europäischen Union mit 100% bemessen wird, ist Dänemark mit 115% fünfmal so leistungsstark wie Bulgarien (23%), und Irland mit 96% ist doppelt so reich wie Ungarn (47%).⁶ Nowak macht zugleich darauf aufmerksam, dass nicht davon ausgegangen werden kann, es gebe ein klares Wohlstandsgefälle zwischen den EU- und den Nicht-EU-Ländern. Der

Unterschied zwischen dem EU-Schlusslicht Griechenland (69%) und dem EU-Beitritts-Spitzenreiter Slowenien (68%) beträgt nur 1%. Statistische Daten sind aber bekanntlich durchaus trügerisch. Wenn wir nämlich die Regionen Europas unter unseren periskopischen Blick nehmen, fallen ganz andere Aufteilungen auf. Bezogen auf Daten – allerdings aus dem Jahre 1995 – war beispielsweise Hamburg mit 196% die reichste Region aller EU-Länder, während Thüringen mit nur 38% die ärmste Region der EU darstellte. Diese Diskrepanz hat sich sicherlich in den letzten Jahren verringert.

VII.

Europa als Wiege sozialer Gerechtigkeit – zumindest von der Idee her – kann also auch unter dem Blickwinkel eines *Leids* der sozialen Ungleichheit gesehen werden. Und auch das so gerne besungene *Lied* der kulturellen Vielfalt droht sehr schnell zu verstummen, wenn es um die Vielfalt der nicht-europäischen Minderheiten geht. Hierzu zähle ich wiederum die große türkische Minderheit. Die Geschichten der Migranten in Europa sind vielfältig, brüchig und häufig mit Diskriminierungserfahrungen verbunden – genauso wie die auslösenden Gründe für Migrationsbewegungen und die Motivationen von Einzelnen sich hieran zu beteiligen. Die Bedingungen für die Integration von Ausländern und Minderheiten ethnischer Herkunft sind aus rechtlicher, sozialer und kultureller Hinsicht in den europäischen Ländern sehr unterschiedlich. Schon auf Grund des Staatsangehörigkeitsrechts ergeben sich erhebliche Unterschiede. Es ist daher schwierig exakte Vergleiche oder Gegenüberstellungen vorzunehmen. Immerhin weisen, bezogen auf die Arbeitslosenquote, einige Daten eindeutig darauf hin, dass die kulturell benachteiligte Gruppe der Türken auch zu den sozial Benachteiligten in den westeuropäischen Ländern Belgien, Dänemark, Niederlande und Deutschland gehören. In Frankreich sind die Algerier am häufigsten repräsentiert in dieser Gruppe, während es im Vereinigten Königreich die Bürger mit schwarzer Hautfarbe sind.⁷ Jenseits von Kulturdifferenz und der Fragestellung von individuellen Lebenspräferenzen haben wir es mit einer immer größer werdenden Diskrepanz zwischen Arm und Reich zu tun, die einen erheblichen Teil der in Europa lebenden Bevölkerung von

dem von uns – durchaus zu recht wie ich meine – so hochgeschätzten wohlstandsorientierten Lebensstil schon aus ökonomischen Gründen ausschließt. Ein Jugendlicher aus sozial schwachen Familienverhältnissen, der womöglich selbst keinen Schulabschluss hat und die deutsche Sprache nicht gut beherrscht, hat nur geringe Chancen, seine Konsumträume von einem Auto, von Nike Turnschuhen und regelmäßigen Diskobesuchen umzusetzen. Europaweit betrachtet sieht sich eine große Zahl von Menschen aus der Welt der Märkte, des Glamours und des Konsums ausgeschlossen, dessen Besitz oder Nicht-Besitz häufig über Zugehörigkeitsbeziehungen entscheidet. Es geht allerdings nicht nur um die säkularisierten Werte und Inhalte unserer Konsumgesellschaft selbst, die durchaus identitätsstiftende Verbindungen herstellen können, sondern auch um die Ablehnung materialistischer Tendenzen der Moderne durch eine fundamentalistische Minderheit, die sie als existentielle Bedrohung für ihre Religion, ihr Wertebewusstsein und ihr Lebensverständnis empfinden. Obgleich ein Konsens über die Spannbreite akzeptierbarer Differenz in alltäglichen Sicht- und Verhaltensweisen von großer Bedeutung ist, scheinen mir noch wichtiger gemeinsame Anstrengungen, um integrationsfähige Minderheiten nicht der doppelten Ausgrenzung, nämlich der kulturellen und der sozio-ökonomischen, auszuliefern.

VIII.

Die Akzeptanz oder Ablehnung des kulturell Anderen ist ganz wesentlich von der Entwicklung interkultureller Kompetenz abhängig. Denn häufig entsteht eine Ablehnung durch Vorurteile und Missverständnisse. Der kulturelle Reichtum von Vielfalt kann erst durch Neugierde und Aufgeschlossenheit überhaupt entdeckt werden.

Die Vermittlung einer kommunikativen interkulturellen Kompetenz ist daher eine große Herausforderung in und für Europa: um eine bessere Verständigung zwischen den europäischen Staaten und Regionen zu erzielen; um den Dialog der Kulturen innerhalb der einzelnen Staaten zu fördern und um die konstruktive Konstituierung eines multikulturellen europäischen Selbstverständnisses zu unterstützen.

Bisher stellt die Vermittlung einer interkulturellen Kompetenz jedenfalls in der Bundesrepublik eine un-

genügend berücksichtigte Schlüsselqualifikation dar. Eine Gesellschaft, die sich den realpolitischen Gegebenheiten der Mehrkulturalität in ihrem Selbstverständnis nicht stellen will, wird auch kaum adäquate Strategien entwickeln, wie mit Vielfalt umzugehen ist. Erst aus sich konkret ergebenden gesellschaftlichen Problemfeldern hat sich das Bewusstsein für die Notwendigkeit derartiger Lehr- und Lernangebote allmählich ergeben. Im Vergleich zu den Nachbarländern Frankreich und den Niederlanden, aber auch zu Großbritannien steht die Umsetzung von derartigen Ansätzen noch am Anfang. Dennoch ist auch aus diesen Ländern zu beobachten, dass trotz inzwischen ganz beachtlicher Programme und Anstrengungen, Konflikte auf ethnischer Basis, Rechtsextremismus und Rassismus, latente, oft aber auch manifeste Wegbegleiter gesamtgesellschaftlicher Entwicklung bleiben. Dies stellt nicht die Bedeutung von der Vermittlung von interkulturellen Kompetenzen in Frage. Vielmehr ist dies ein Hinweis, dass der Weg vor uns noch sehr lang sein wird.

Inzwischen ist die multikulturell zusammengesetzte Lerngruppe in vielen Ländern zum Alltag der schulischen Sozialisation geworden. Probleme der Verständigung ergeben sich schon häufig auf der Ebene der Sprachkenntnisse. In Deutschland ist dieses Problem auf unterschiedlichen Ebenen unterschätzt worden: Der Schlüsselrolle des erfolgreichen deutschen Spracherwerbs in der Grundschule als zentraler Weichenstellung für die weitere Bildungsteilhabe ist nicht genügend Rechnung getragen worden. Die Folgen lassen sich sowohl aus der Statistik der Schulabschlüsse als auch aus der Verteilung von Lehrstellen ablesen. Ohne zusätzliche Fördermaßnahmen ist es Jugendlichen aus nicht-deutschen Familien kaum möglich mit deutschen Jugendlichen zu konkurrieren. Insofern ist es auch keine Überraschung, dass die Arbeitslosigkeit bei den ethnischen Minderheiten doppelt so groß ist wie bei den Deutschen. Erst durch die Ergebnisse der PISA-Studie⁹ ist der enge Zusammenhang von sozialer Benachteiligung und Lernmisserfolgen im deutschen Bildungssystem klar belegt worden. Kinder aus Migrantenfamilien sind in besonderer Weise hiervon betroffen. Dies gilt sowohl für die sogenannten »Quereinsteiger«, d. h. Kinder, die selbst als Migranten zur Erstgeneration zählen, aber auch für Kinder der zweiten und dritten Ge-

neration, die zwar im Alltag kommunizieren, aber den gesteigerten sprachlichen Leistungsanforderungen der höheren Schulklassen nicht entsprechen können.

Außerhalb der Schule etablieren sich immer mehr Weiterbildungsanbieter, oft auch private Anbieter, um den Erfordernissen interkultureller Kompetenz in unterschiedlichen Berufsfeldern zu entsprechen. Durch die zunehmende Knappheit von deutschen Arbeitskräften in den sozialen Berufen beispielsweise werden immer mehr Nicht-Deutsche in diesen Bereichen eingestellt. Auf Grund der demographischen Entwicklung wird dieser Trend anhalten und auch für weitere Dienstleistungsberufe relevant werden. Diese Berufe bedürfen kommunikativer Kompetenzen in besonderem Maße, so dass von einem allgemeinen Gesellschaftsinteresse, sich interkulturell verständigen zu können, ausgegangen werden kann.

Angesichts der weitreichenden Globalisierungsprozesse wird kultureller Pluralismus – trotz der Unvermeidlichkeit von Kulturkonflikten – zunehmend als wichtige und wertvolle gesellschaftliche Eigenschaft verstanden. Globalisierungsprozesse werden weiterhin eine Verstärkung des internationalen Wettbewerbs verursachen und damit fortlaufende Anpassungsprozesse erforderlich machen. Auch dies wird zu einer zunehmenden Nachfrage von formalisierten Angeboten mit interkulturellen Lernzielen führen. Die Attraktivität und der Erfolg einer Gesellschaft wird insofern zunehmend von ihrer Fähigkeit abhängen, mit dem Pluralismus von Kulturen konstruktiv umzugehen. Die Bedeutung interkultureller Kompetenz als Schlüsselkompetenz wird erheblich zunehmen.

IX.

Ausgehend von der zunehmenden Notwendigkeit einer individuellen und gesellschaftlichen interkulturellen Kompetenz bedeutet das Konzept des kulturellen Pluralismus dennoch nicht die Akzeptanz aller Werte, Einstellungen und Verhaltensmuster der Minderheiten durch die Mehrheitsgesellschaft. Kulturaustausch im demokratischen Prozess schließt die Akzeptanz von Verhaltensgrenzen ein. Die Entwicklung der Kulturen ist jedoch dynamisch und weitgehend offen, so dass kulturbedingte Positionen im Zusammenleben immer wieder neu erfahren, erörtert und verortet werden müssen.

Unter der Annahme, dass erstens Kulturen gleichzeitig den Zusammenhalt und die Dynamik einer Gesellschaft fördern und im Falle des Konflikts auch zerstören können, und dass zweitens der Kulturpluralismus ein Dauerphänomen moderner Gesellschaften sein wird, stellt sich die Vermittlung von interkultureller Kompetenz als Schlüsselqualifikation dar, die als integraler Bestandteil lebenslangen Lernens verstanden und konzipiert werden muss. Interkulturelle Kompetenz wird in diesem Zusammenhang in doppelter Hinsicht benötigt:

Einmal von der Mehrheitsgesellschaft – sei dies auf der Ebene Europas, Deutschlands oder der Region, in der wir jeweils leben –, die ein aufgeschlossenes Verhältnis zu ihren Minderheiten entwickeln muss, einerseits um selbst Vorurteile abzubauen und fundierte Urteile zu bilden und andererseits, um als attraktive offene Gesellschaft nach außen zu wirken. Im Zeitalter des globalen Wettbewerbs wird dies zunehmend eine Voraussetzung für die Sicherung des eigenen Wohlstandes.

Und dann ist interkulturelle Kompetenz auch bei den Minderheiten gefragt, die zunächst in die Lage versetzt werden müssen, mit der Mehrheitsgesellschaft kommunizieren zu können, vor allem um an den Alltagsangeboten, einschließlich Kultur und Bildung, sowie am Erwerbsleben teilhaben zu können. Sprachkurse auch für bereits lange in Deutschland lebende Ausländer, in denen Deutsch als Fremdsprache gelehrt wird, sind daher eine unabdingbare Voraussetzung für den Erwerb interkultureller Kompetenz. Instrumente des Anreizes und der Sanktion, wie sie beispielsweise in den Niederlanden erfolgreich praktiziert werden, haben sich bewährt. Sprachkurse können durchaus auch das Interesse an der neuen Heimat wecken und stärken.

X.

1919 schrieb Paul Valéry die später berühmt gewordenen Worte:

»Der heutige Tag stellt uns vor eine Frage von höchster Wichtigkeit: Wird Europa das werden, was es in Wirklichkeit ist: ein kleines Vorgebirge des asiatischen Festlandes? Oder aber wird Europa das bleiben, was es scheinbar ist: der kostbarste Teil unserer Erde, die Krone unseres Planeten, das Gehirn eines umfänglichen Körpers?«⁹

Das europäische Selbstverständnis und der Eurozentrismus, der aus diesem Zitat spricht, wird wohl

und sollte auch der Vergangenheit angehören. Aber richtig bleibt, dass Europa als kulturelle Herausforderung ein Erbe darstellt, dass es als Geisteshaltung zu wahren gilt. Zu dieser Geisteshaltung gehört kritische Selbstreflexion ebenso wie Offenheit für das Neue. Es ist daher notwendig, dass Europa sich mit seinen eigenen vielfältigen Identitäten zukünftig ehrlicher auseinandersetzt: und zwar nicht nur auf der gesamteuropäischen (Makro) Ebene, wo das Selbstimage der kulturellen Vielfalt allgemein begrüßt und als Erbe gepflegt wird, sondern auch auf der (Mikro)Ebene des komplexen *patchwork* von sich verändernden Identitäten und Realitäten in den jeweiligen innergesellschaftlichen Prozessen.

Diese Qualitäten des konstruktiven, offenen und dennoch kritischen Umgangs mit der Vielfalt gilt es in die entsprechenden internationalen Bildungshorizonte einzubringen.

- 1 T. Bargel: Deutsche Studierende und Ausländer: Kontakte und Haltungen. In: A. Hosseinizadeh (Hg.): *Studium Internationale. Handbuch zum Ausländerstudium*. Marburg 1998, S. 195–223.
- 2 Sami Ma'ari nach Heiner Keupp: Auf dem Weg zur Patchwork-Identität? In: *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis*, Vol. 20 (4), 1988, S. 425–438, zit. 435.
- 3 Stojanov, Krassimer: Der Begriff »interkulturelle Identität« im Kontext der Globalisierungsprozesse in der reflexiven Moderne. In: Elcin Kursat-Ahlers, Dursan Tau, Hans-Peter Waldhoff (Hg.): *Globalisierung, Migration und Multikulturalität*. Frankfurt a. M. 1999, S. 195.
- 4 Rainer Döbert, Jürgen Habermas, Gertrud Nummer-Winkler (Hg.): *Entwicklung des Ichs*. Köln 1980, S. 9.
- 5 Jürgen Nowak: *Netzwerk Europa: Einheit in der Vielfalt*. Berlin 2001, S. 52f.
- 6 Ebd. Nowak bezieht sich auf die Daten des Globuskartendienstes vom 21.9.1998 und vom 13.3.2000.
- 7 European Monitoring Centre on Racism and Xenophobia (Hg.): *Vielfalt und Gleichheit für Europa. Jahresbericht 2000*.
- 8 Deutsches PISA-Konsortium (Hg.): *PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich*. Opladen. 2001.
- 9 Paul Valéry: Zur Zeitgeschichte und Politik, hg. v. Jürgen Schmidt-Radefeldt. Frankfurt a. M. 1994 (Bd. 7 der Werkausgabe), S. 34.